

LARS ENGELS

TOTES  
MOOR

Janosch Janssen ermittelt



ulstein



LARS ENGELS, Jahrgang 1992, ist Werbetexter und Autor. So oft wie möglich zieht es ihn vom Schreibtisch weg in die Natur, um neue Inspiration zu sammeln. Er lebt in Neuss, doch die Geschichten von der Moorlandschaft an der Rhön haben ihn schon immer fasziniert.

L A R S   E N G E L S

# TOTES MOOR

Janosch Janssen ermittelt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft und anderen  
kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Februar 2023

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: mauritius images / Gyorgy Marinkas / Alamy

Gesetzt aus der Albertina powered by papyrus

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06627-1

# DER NOTRUF

19. Februar 2009

02:47 Uhr

»Rettungsdienst, Leitstelle Fulda. Wo befinden Sie sich?«

»Ja, hallo ... hier ist Matilda ... Matilda Nolte. Ich hatte einen Unfall, bitte kommen Sie schnell. Hier ist noch ein anderes Auto. Wir sind ineinandergefahren. Ich weiß nicht, was mit dem anderen Fahrer ist. Er bewegt sich nicht.«

»Ganz ruhig. Bitte sagen Sie mir erst einmal, wo Sie sind!«

»Auf der 284 Richtung Grimmbach. Ungefähr auf Höhe der Wasserkuppe, glaube ich.«

»Sind Sie verletzt? Sind außer Ihnen und dem anderen Fahrer noch weitere Personen vor Ort?«

»Nein, nur ich und der Mann im anderen Auto. Ich weiß nicht, ob er noch lebt. Er regt sich nicht. Ich ... ich habe mir am Kopf wehgetan, und irgendwas ist mit meinen Rippen. Aber ansonsten bin ich okay.«

*»Notarzt und Rettungswagen sind auf dem Weg zu Ihnen. Können Sie für mich nachsehen, wie es dem anderen Fahrer geht?«*

*»Klar, ich gehe sofort rüber. Ich weiß nur nicht, wie lange mein Handy noch durchhält. Beeilen Sie sich ... bitte!«*

# AM NÄCHSTEN DRAN

5. Oktober 2018

Manchmal, wenn der Wind besonders stark aus Richtung Osten wehte, legte sich der feuchte Torfgeruch des Roten Moors über ganz Grimmbach und überlagerte alles andere.

Er überdeckte den Duft nach frisch gebackenen Brötchen, Croissants, Laugenecken und den viel gerühmten Rhön-Krusties, der frühmorgens aus der Traditionsbäckerei Trautmann im Ortskern drang.

Auch vor der Geruchsmixtur aus Benzin, Reifengummi und Filterkaffee rund um die Tankstelle der Wigands an der Hauptstraße machte er nicht halt. Genauso wenig wie vor den Kunststoffausdünstungen des Ein-Euro-Ladens, den Weihrauchschwaden aus der Kapelle St. Konrad oder dem Bratenaroma aus der Küche des Gasthofs Zur Post.

Meist verflog der Geruch rasch wieder, aber Janosch hatte ihn oft noch Tage danach in der Nase gehabt. Selbst während seines Jahres *Work & Travel* in Neuseeland oder seiner Zeit in Frankfurt hatte er ab und an geglaubt, ihn zu riechen – ganz unvermittelt und plötzlich, am Gate im Flughafen von Auckland, an einer Straßenkreuzung inmitten des Bankenviertels

oder in den Büros des Frankfurter Polizeipräsidiums, weit entfernt vom nächsten Moor.

Seit er nach Grimmbach zurückgekehrt war, meinte er, den Moorgeruch noch viel intensiver als sonst wahrzunehmen – satt und nass und auf eine bedrohliche Weise vertraut.

Als er an diesem Morgen direkt nach dem Aufstehen das Fenster seines ehemaligen Kinderzimmers aufriss und die hereinströmende Luft inhalierte, war sie auch ganz schwach vom Moordunst durchsetzt.

Der Geruch löste immer den gleichen Gedanken in ihm aus: *Du musst so schnell wie möglich wieder von hier weg.*

Er stemmte die Arme auf die Fensterbank. Es bahnte sich einer dieser klaren, goldenen Herbsttage an. Erste Sonnenstrahlen glommen auf den Dächern der Ortschaft, die typischen morgendlichen Nebelbänke zogen sich allmählich in die umliegenden Wälder zurück.

Gemeinde Grimmbach. Knapp tausenddreihundert Einwohner.

Und einer davon war jetzt wieder er.

Sosehr er es auch wollte, allzu bald würde er daran nichts ändern können. Dafür gab es vorher noch viel zu viele Dinge zu erledigen.

Gähmend lief er zurück durch sein einstiges Kinderzimmer, in dem die Zeit seit neun Jahren stillstand. Ein Museum seines Teenagerlebens, aus dem er bei der erstbesten Gelegenheit geflohen war.

Selbst drei Monate nach seiner Rückkehr entdeckte er in dem Raum immer wieder Details, die Erinnerungen in ihm freisetzen. Diesmal waren es die Fußballpokale auf der

Kommode, denen eine dünne Patina aus Staub ihren Glanz raubte. Seinem Papa zuliebe war Janosch damals in der B-Jugend des SV Grimm bach gewesen, hatte jedoch meistens nur die Ersatzbank gedrückt.

Nach einer Saison war er schließlich nicht mehr zum Training gegangen, dafür hatte er zu sehr mit seinen Mannschaftskollegen gefremdelt und zu wenig Spaß am Sport gehabt. Seine Zeit hatte er stattdessen lieber mit Lesen und Videospielen verbracht.

Er schlurfte ins Badezimmer am Ende des schmalen Flurs. Die Leuchtstoffröhre über dem Spiegel sprang sirrend an und beschien die altmodischen Fliesen. Viele von ihnen waren gesprungen, die Fugen mit schwarzen Schimmelflecken besprenkelt. Jede Ecke des fensterlosen Bads schrie »dringend renovierungsbedürftig«, ein Zustand, der sich auf Janoschs gesamtes Elternhaus übertragen ließ.

Doch damit würde er sich selbst womöglich nicht mehr herumplagen müssen. In ein paar Tagen stand der Termin mit dem Immobilienmakler an. Mit etwas Glück würden sich schon bald Käufer finden, die vor dem offensichtlichen Arbeitsaufwand nicht zurückschreckten und ihnen das Haus vielleicht sogar zu einem akzeptablen Preis abnehmen würden.

Als er sich kurz und heiß abgebraust hatte, stand der Dampf im Bad so dicht wie in einer Sauna. Janosch wischte mit der Faust einen Kreis im beschlagenen Spiegel frei.

Beim Zähneputzen betrachtete er sich selbst. *Der kleine Hobbit*, so hatten sie ihn in der Schule immer genannt – zum

einen wegen seiner Fantasy-Leidenschaft, vor allem aber wegen seiner Körpergröße.

Er war exakt ein Meter dreiundsechzig groß. Das wusste er so genau, weil es die einheitliche Mindestkörpergröße für Polizisten war. Einen Zentimeter kleiner, und er hätte sich einen anderen Beruf suchen müssen. Natürlich gab es noch die Möglichkeit, dieses Defizit durch besondere sportliche Leistungen auszugleichen, aber daran war bei ihm auch nicht zu denken gewesen.

Gerade so genügend.

Diese Einschätzung zog sich wie ein Fluch durch seine gesamte Laufbahn. Gäbe es so etwas wie den geborenen Polizisten, Janosch wäre das genaue Gegenteil.

Seine kastanienbraunen Locken und seine oftmals geröteten Pausbacken unterstrichen noch einmal eine gewisse Ähnlichkeit zu Tolkiens Auenlandbewohnern. Meistens trug er Kontaktlinsen, aber spätestens, wenn er seine Brille aufsetzte, kam einem bei seinem Anblick wohl am ehesten das Wort *drollig* in den Sinn – und das war nun wirklich keine Beschreibung, die man als Polizist gerne über sich hörte.

Auf dem Weg hinunter in die Küche erhaschte er zwischen den Stäben des Treppengeländers hindurch einen kurzen Blick auf seine Mutter.

Und merkte sofort, dass etwas nicht stimmte.

»Mama!« Janosch brachte die letzten Treppenstufen mit einem Satz hinter sich. »Alles in Ordnung?«

Seine Mutter kauerte auf dem Boden, den Rücken gegen die Küchenzeile gelehnt. Sie trug noch immer die Kleider von

gestern. Ihr graues lockiges Haar stand in alle Richtungen ab, ihr Gesicht war bleich und eingefallen. Als er ihr über die Schulter strich, bemerkte er, wie ihr die schweißdurchtränkte Bluse an der Haut klebte.

»Bist du die ganze Nacht hier gewesen?«

Er wollte ihr aufhelfen, umfasste ihre Oberarme.

Erst jetzt schien sie ihn wahrzunehmen. Sie blinzelte und sagte mit kratziger Stimme: »Janosch! Nach dem Abendessen, da ist mir ganz anders geworden. So eine Panik, die in mir aufgekommen ist. Das hat mich die ganze Nacht beschäftigt.«

»Komm her!« Er drückte sie an sich. Sie zitterte am ganzen Körper. »Setz dich erst einmal, du musst einen Schluck trinken.«

Er bugsierte sie an den Küchentisch, nahm ein Glas aus dem Oberschrank und füllte es mit Leitungswasser.

»Hast du an deine Medikamente gedacht?«, fragte er, als er das Glas vor ihr abstellte und sich an den Tisch setzte.

Sie öffnete ihr rundes Pillendöschen aus Metall, in dem noch die Kapseln für den vorigen Abend waren. »Oje, die habe ich vergessen ...«

»Nicht schlimm, dann nimmst du sie einfach jetzt, und dann bringe ich dich ins Bett, du bist doch bestimmt wahn-sinnig müde.« Er griff nach ihren Händen und strich über die rauen, aderigen Handrücken.

Als er aufstand und den Wasserkocher startete, schalt er sich selbst. Wie hatte er nur so achtlos sein können? Normalerweise hatte er immer genau im Blick, ob sie an die regelmäßige Einnahme dachte und es ins Bett geschafft hatte.

Aber gestern waren seine aktuellen Ermittlungen in diesem Fall der schweren Körperverletzung in Gersfeld so nervenzehrend und anstrengend gewesen, dass er nach dem Abendessen sofort eingeschlafen war.

Er lehnte sich gegen die Küchenzeile, die sich schon in dem Haus befand, solange Janosch denken konnte. Beige Holzfronten, die Arbeitsplatte in Granitoptik. Das konstante Brummen des altersschwachen Kühlschranks drang bis hinauf in sein Kinderzimmer und hatte ihn früher manchmal in den Schlaf gewiegt. Er erinnerte sich genau daran, wie er als Junge oft mit baumelnden Beinen auf der Arbeitsplatte gesessen und sein Papa ihm einen Eisbecher gemacht hatte – zwei Kugeln Schoko, Smarties, extra Sahne.

*Papa ...*

Aufmerksam beobachtete er, wie seine Mutter nacheinander die Tabletten in ihren Mund steckte und sie mit großen Schlucken herunterspülte.

Inzwischen konnte er alle ihre komplizierten Namen auswendig, konnte sie aufsagen wie ein lateinisches Gedicht.

Er goss sich heißes Wasser in einen Becher mit dem halb abgeblätterten Logo *Blumenhaus Janssen*, seilte einen Beutel Grüntee darin ab, nippte, verbrannte sich die Zunge, stellte ihn weg und sog scharf die Luft ein.

»Mama, wir müssen mal reden ...«

Sein Diensthandy klingelte in der Hosentasche und unterbrach ihn jäh. Gab es neue Erkenntnisse in dem Fall aus Gersfeld?

»Janssen?«, meldete er sich.

»Herr Janssen, hier ist die Leitstelle«, sagte eine Frauenstimme ernst.

Er runzelte die Stirn. »Oh, mit Ihnen hätte ich jetzt nicht gerechnet. Was gibt's denn?«

»Sind Sie noch in Grimmbach oder auf dem Weg zum Präsidium?«

Was sollte das werden? Kontrollierte jetzt schon die Leitstelle, ob man es rechtzeitig zum Dienstantritt schaffte?

»Öhm, ich bin noch zu Hause, aber ich wollte gerade aufbrechen«, antwortete er vorsichtig.

»Das ist gut, Herr Janssen«, sagte die Frau von der Leitstelle in ihrem *No-Nonsense*-Tonfall, »Folgendes: Wir haben gerade den Anruf von zwei Wanderern reinbekommen, die im Roten Moor unterwegs waren. Sie sagen, dass sie eine Frauenleiche entdeckt haben. Eine Streife aus Hilders wird jeden Moment vor Ort sein, aber Ihre Kollegen von der Kripo müssen erst aus Fulda anrücken. Da sind Sie gerade derjenige, der am nächsten dran ist. Sie wohnen ja praktisch um die Ecke.«

Das Blut rauschte in Janoschs Ohren. Längst versunkene Erinnerungen trieben an die Oberfläche seines Bewusstseins. Er musste sich an der Arbeitsplatte abstützen.

»Herr Janssen, sind Sie noch da?«

Er räusperte sich und zerriss die Gedankenkette, die sich unweigerlich in seinem Kopf zusammensetzte. Das musste alles nichts heißen – keine voreiligen Schlüsse ziehen.

»Bin da. Sorry, ich war abgelenkt.«

»Kein Problem«, sagte sie, wenn auch mit leicht entnerv-

ter Stimme. »Die Kollegen und die beiden Wanderer warten auf Sie am Parkplatz Moordorf. Wissen Sie, wo das ist?«

»Selbstverständlich. Bin unterwegs.«

Als er auflegte, schaute ihn seine Mutter aus geweiteten Augen an. Mit hektischen, unerwarteten Situationen wie dieser konnte sie nur schlecht umgehen.

»Ich muss leider sofort los. Ein Notfall!«, sagte er, während er seine braune Lederjacke von der Stuhllehne nahm.

»Aber du ... dein Frühstück ...«

Er rieb ihr über die Schulter und gab ihr einen Kuss auf das schweißnasse Haar.

Es tat ihm leid, sie so hier sitzen zu lassen, aber er hatte keine andere Wahl. Er musste umgehend aufbrechen. Dabei trieb ihn noch nicht einmal so sehr sein Pflichtbewusstsein als Polizist, sondern ein beißender Drang nach Gewissheit.

Alle Sorgen und Probleme, die ihn den ganz Morgen beschäftigt hatten, waren wie fortgewischt. Übrig geblieben war nur noch eine einzige Frage:

War es Matilda?

# VOM UNFALLORT ENTFERNT

19. Februar 2009

»Wir nähern uns der Unfallstelle«, gab Olaf per Funk durch.

Mit heulenden Sirenen jagte der Streifenwagen über die Landstraße, mitten hinein in die dunklen Wälder der Rhön.

Samstagnacht, Frontalkollision auf der Landstraße, zwei Verletzte, einer davon bewusstlos. Eine Geschichte, die sich hier so oder so ähnlich in Endlosschleife wiederholte. Und es würde ihn nicht wundern, wenn Alkohol darin eine tragende Rolle spielte. So war es immer. Eine Party. Mehr Drinks als gedacht. Die Selbstüberschätzung – »Ich kann noch fahren, kein Problem. Passiert schon nichts.«

Und dann passierte doch etwas.

Aus den Augenwinkeln schaute er zu seiner Kollegin Sabine, die sich gerade den Träger ihres Notfallrucksacks über die Schulter zog.

In einiger Entfernung durchschnitten die Scheinwerferkegel von stehenden Fahrzeugen die Regenschlieren. Dort musste es sein.

Olaf trat auf die Bremse und fuhr rechts ran. Er festigte noch einmal seinen Griff ums Lenkrad. Obwohl er diesen Beruf jetzt schon seit mehr als zwanzig Jahren machte, löste dieser Moment kurz vorm Eintreffen immer noch Nervosität in ihm aus. Was würde ihn erwarten?

Er schaltete Sirene und Scheibenwischer aus. Einen Moment lang war nur das Trommeln des Regens auf dem Dach zu hören.

»Auf geht's«, seufzte Sabine.

Sie zogen sich ihre Kapuzen über und stiegen aus. Der Regen hämmerte auf ihn ein, als stünde er unter einem Duschkopf. Im Gegenlicht der Scheinwerfer brauchte er einige Momente, um sich zu orientieren.

Bei einem der Unfallfahrzeuge handelte es sich um einen VW Sprinter mit dem Logo Blumenhaus Janssen, unterhalb stand eine Adresse aus Grimmbach. Der andere Wagen war ein roter Fiat 500. Die Vorderfronten der beiden Autos waren eingedellt, die Windschutzscheibe des Fiats zersplittert. Eine Spur aus Scherben zog sich quer über die Straße.

Diese Art von Zusammenstößen hatte Olaf schon so häufig gesehen, dass er zumindest grob einschätzen konnte, was geschehen war. Einer der Wagen musste von seiner Fahrbahnseite abgekommen und in den anderen gekracht sein. Die Bremsspuren, die selbst jetzt im schwachen Licht deutlich zu sehen waren, zeugten davon, dass es nicht mit allerhöchster Geschwindigkeit geschehen war.

Der Fiat musste sich einige Male um die eigene Achse gedreht haben, seine Schnauze zeigte jetzt in dieselbe Richtung wie die des Lieferwagens. Den Rest mussten die Unfallgutachter klären.

»Wo ist die Anruferin?«, fragte Sabine verwirrt.

Sie war noch neu im Job, Anfang zwanzig, Kommissariatsanwärtin, mit zurückgebundenem blonden Haar und strenger Miene – angetrieben von einem idealistischen Tatendrang, den Olaf noch zu gut aus seiner eigenen Anfangszeit kannte.

Sie nahm ihre Taschenlampe zur Hand und leuchtete den Fahrerraum des Fiats und die naheliegende Umgebung aus. »Hallo!?«, rief sie. »Hier ist die Polizei! Bitte machen Sie sich bemerkbar, soweit Sie es können!«

»Ungewöhnlich«, meinte Olaf und holte selbst seine Taschenlampe hervor. Normalerweise liefen die Unfallbeteiligten bei ihrem Eintreffen sogleich auf sie zu, winkten sie heran, riefen. Doch die Anruferin hier schien wie vom Erdboden verschluckt.

»Hallo!?«, brüllte er jetzt selbst. »Ist da jemand?«

Nur das monotone Prasseln des Regens. Nichts. Kein Lebenszeichen.

Er hielt den Lichtkegel der Taschenlampe auf den Transporter. Die Fahrerkabine war ebenfalls verwaist. Die zerfetzten Überreste des Airbags hingen über Lenkrad und Armaturenbrett. Als Olaf um den Wagen herumging, entdeckte er, dass eine der Hecktüren offen stand.

War das durch die Wucht des Aufpralls geschehen? Oder hatte jemand sie geöffnet?

»Hallo? Sind Sie hier?«, rief er in den stockfinsternen Laderaum, erhielt zur Antwort aber nur den Hall seiner eigenen Stimme.

Er machte auch die andere Flügeltür auf und strahlte hinein. Im Inneren herrschte ein Chaos aus aufgerissenen Säcken Erde, zerbrochenen Blumentöpfen, Laubbesen, Gartenscheren, Schaufeln und Pflanzen – hauptsächlich Geranien, Hyazinthen und Tulpen. Aber auch hier war keine Menschenseele.

Sabine und er trafen wieder am Streifenwagen ein.

»Hast du so etwas schon einmal erlebt?«, fragte sie, während er nach dem Funkgerät griff.

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe mal mitbekommen, dass sich stark traumatisierte Personen von der Unfallstelle entfernt haben. Aber gleich beide? Bei diesem Dreckswetter? Und dann auch noch bei einem vergleichsweise harmlosen Ausgang?«

Er meldete der Leitstelle die neue Situation und erkundigte sich, wie die Anruferin namens Matilda Nolte am Telefon geklungen habe.

»Sie soll den Umständen entsprechend gefasst und klar gewirkt haben«, sagte er schließlich zu Sabine, als er das Funkgerät weggesteckt hatte. »Sie schicken Verstärkung, um die Suche zu starten.«

»Mitten in der Nacht werden wir die beiden niemals finden«, sagte Sabine und schaute zu den hoch aufragenden Wäldern zu beiden Seiten der Straße. Schon wenige Meter hinter der ersten Linie Baumstämme verschluckte die Dunkelheit alles.

Olaf nickte. Er kannte die Gegend gut. Nicht weit von hier war die Wasserkuppe. Ihren Gipfel bestieg er ab und an mit seinen beiden Söhnen, die ihn jedes zweite Wochenende besuchten.

»Wenn wir sie nicht schnell finden, rückt hier der ganz große Bahnhof an.« Er leuchtete mit seiner Taschenlampe den gegenüberliegenden Waldrand aus. »Helikopter, Spürhunde, Suchtrupps ... bei so was verstehen wir keinen Spaß.«

Zuvor mussten sie die Unfallstelle noch besser sichern. Zu dieser Zeit war zwar nicht mehr mit viel Verkehr zu rechnen, dennoch sollten die anrückenden Kollegen nicht denken, sie würden ihre Arbeit nicht richtig machen. Er wollte gerade Sabine darauf ansprechen, als hinter ihnen ein Rascheln erklang.

Sie fuhren herum und richteten die Lichtkegel ihrer Taschenlampen auf das Unterholz des Waldes.

»Es ist niemand hier ... es ist einfach niemand hier. Wie vom Erdboden verschluckt.«

Die Stimme des Mannes war zitternd und rau. Mit unsicheren Schritten trat er hinaus auf die Straße. Die grellen Lichtstrahlen tänzelten genau auf seinem Gesicht, sodass er blinzelnd die Hand vor die Augenpartie hielt.

Olaf schätzte ihn auf Anfang fünfzig. Dunkle, durchnässte Haarsträhnen klebten ihm auf der Stirn, auf der eine große Platzwunde

klaffte. Er hatte dicke Tränensäcke und trug einen Vollbart. Unter seiner Daunenjacke hatte er noch einen karierten Pyjama an, seine Füße steckten in abgewetzten Turnschuhen.

»Gut, dass Sie da sind«, sagte der Mann gehetzt, als Olaf und Sabine ihre Taschenlampen senkten und auf ihn zukamen. »Ich kann den anderen Fahrer einfach nicht finden.«

»Ganz langsam, der Reihe nach«, redete Olaf auf ihn ein. »Fangen wir einfach erst mal damit an, wer Sie sind und welchen Wagen Sie gefahren sind.«

»Ah ja, genau. Harald Janssen mein Name. Mir gehört der Transporter. Die Papiere habe ich noch im Handschuhfach. Soll ich sie eben holen?«

»Da kümmern wir uns gleich drum«, sagte Sabine. »Und Sie haben wirklich niemanden gesehen? Keine junge Frau?«

Janssen schüttelte den Kopf. »Nein, niemanden. Ich muss kurz bewusstlos gewesen sein. Als ich aufgewacht bin, war ich hier allein. Ich habe gerufen, bin dann in den Wald gelaufen. Da war niemand.«

»Okay. Wir schauen jetzt erst einmal, dass wir Ihre Verletzungen versorgen«, sagte Olaf. »Der Rettungsdienst wird jeden Moment eintreffen, dann übergeben wir Sie an die Kollegen.«

Mit dem Lichtschein der Taschenlampe glitt er ein weiteres Mal über Janssens Körper. Er wollte sehen, ob der Mann außer seiner Platzwunde noch weitere äußerliche Verletzungen davongetragen hatte. Sein Blick blieb an den Handrücken und Handgelenken hängen. Blutige Kratzspuren, noch ganz frisch glänzend, an beiden Armen. Sie machten nicht den Anschein, als wären sie eine Folge des Unfalls.

»Ziemlich heftige Kratzer da.«

Janssen blinzelte. »Oh, die kommen von den Ästen und Sträuchern. Ich hatte ja gar kein Licht dabei.«

»Aha.«

Olaf schaute Janssen noch hinterher, während Sabine ihn behutsam zum Streifenwagen führte. Dann wandte er sich wieder dem Waldrand zu. Unheimlich, dachte er, wie schnell das Licht doch von dem Fichtenwald verschluckt wurde. Er überlegte, ob er selbst noch einmal nach Matilda Nolte suchen sollte, zumindest bis die Verstärkung eintraf.

Wenn sie die junge Frau nicht bald fanden, würde es hier in Kürze von Kriminalpolizei wimmeln. Und spätestens dann würde sich Herr Janssen einigen unangenehmen Fragen stellen müssen.

# DAS ROTE MOOR

5. Oktober 2018

Wenn man ganz genau hinschaute, sah man noch die Überreste des blütenumkränzten Logos von *Blumenhaus Janssen* an der Fensterscheibe des Wettbüros.

Ich kann's einfach nicht abschalten, dachte Janosch. Selbst jetzt, wo er in Eile und mit dem Kopf ganz woanders war, glitten seine Gedanken kurz zu seinem Vater. Wie jedes Mal, wenn er an dem Anbau seines Elternhauses vorbeilief.

Der Blumenladen war Papas Ein und Alles gewesen. Nach seinem Tod hatten sie ihn nicht weiterbetreiben können und die Ladenfläche vermietet. Keines der neuen Geschäfte hatte sich lange halten können, weder der Bubble-Tea-Laden noch der Secondhandladen oder der Copyshop. Das Wettbüro stellte mit inzwischen drei Jahren den Rekord auf. Manchmal saßen der Besitzer und einige seiner Kunden noch bis tief in die Nacht auf Plastikstühlen vor dem Laden, tranken Bier, rauchten, palaverten lautstark und brachten Janosch um seinen Schlaf.

»Sie sind doch bei der Polizei! Rufen Sie doch mal Ihre Kollegen wegen der Ruhestörung!«, hatte ihm die Rentnerin von gegenüber letztens erst gesagt.

Janosch hätte das nur zu gern getan, allerdings wollte er es sich nicht mit dem Besitzer des Wettbüros verscherzen. Im Moment waren sie auf die Mieteinnahmen angewiesen.

Er stieg in seinen blauen Škoda Fabia, der auf dem Kiesplatz vor dem Haus stand, und warf seine Tasche auf den Rücksitz. Für einen Moment lehnte er die Stirn gegen das Lenkrad und atmete tief durch. Noch war überhaupt nichts klar. Warum sollte es ausgerechnet Matilda sein? Warum jetzt auf einmal? Erst mal abwarten. Bei der Person konnte es sich auch um jemand völlig anderen handeln.

Als er seinen Puls halbwegs unter Kontrolle gebracht hatte, drehte er den Zündschlüssel um und fuhr vom Hof. Den Škoda hatte er als Gebrauchtwagen gekauft, als er nach Frankfurt gezogen war. Mittlerweile hatte das Auto an die zweihunderttausend Kilometer runter und machte jeden TÜV-Termin zur Nervenprobe.

Janosch machte sich nicht viel aus Autos, genau genommen hasste er sie sogar, und er würde den Wagen noch so lange fahren, bis er finanziell nicht mehr tragbar war. Alles Schlechte, das bislang in seinem Leben geschehen war, hatte sich um Autos gedreht. Am liebsten würde er keines von den Dingen besitzen, aber daran war in seinem Beruf und gerade hier in der Rhön nicht zu denken.

*»Wer viel schaut, der sieht auch viel.«*

*Die Haare auf Papas Unterarm klebten an der Haut. Seine Uhr mit dem rissigen Lederarmband schlackerte ums Handgelenk, als er auf Seiten- und Rückspiegel zeigte.*

*»Das Mantra hat mir mein alter Fahrlehrer eingebläut. Du musst*

immer alles im Blick haben«, fuhr Papa fort. »Radfahrer, Fußgänger, jemand im toten Winkel. Lieber zweimal schauen als einmal zu wenig.«

Sie standen mit seinem Lieferwagen auf dem Parkplatz Moordorf, und Janosch durfte das erste Mal hinterm Steuer sein. Sonntagmorgens ganz in der Früh, leichter Nebel, noch keine Wanderer weit und breit. Der ideale Verkehrsübungsplatz.

Janosch hatte unzählige Stunden seines Lebens auf dem Beifahrersitz dieses Transporters verbracht, war die Erdbrocken im Fußraum gewohnt, das Chaos aus Gartenschere, Rechnungen, Parktickets und zerknüllten Brötchentüten auf dem Armaturenbrett, den steten Geruch nach brackigem Blumenwasser. Jetzt war es seltsam, diesen so vertrauten Ort auf einmal aus dieser neuen Perspektive wahrzunehmen.

Papa zupfte in seinem dunklen Vollbart herum, wie immer, wenn er angespannt oder nachdenklich war.

»Okay, jetzt drück einmal die Kupplung durch, die ist ganz links ...«

In der Nacht vor neun Jahren hatte Papa selbst nicht richtig geschaut. Hatte nicht rechtzeitig Matildas Fiat gesehen, der auf seine Fahrspur gewechselt war.

Eine Millisekunde zu spät reagiert.

Ein Crash.

Und nichts war mehr so wie vorher gewesen.

Janosch ließ die schmalen Straßen von Grimmbach schnell hinter sich und fuhr über die B278 Richtung Moor. Mit dem Auto waren es gerade einmal zehn Minuten, trotzdem kam ihm die Strecke unwahrscheinlich lang vor.

Seine Lenkbewegungen waren wie ferngesteuert. Als

würde ein anderer im Fahrersitz sein und ihn unaufhaltsam und stoisch zum Fundort bringen.

Je näher er dem Roten Moor kam, desto dichter wurde der Nebel, eine graue Wand, die den strahlenden Sonnenaufgang schnell vergessen machte. Seine Scheiben beschlugen, und er musste die Lüftung höher stellen. Düstere, eng stehende Fichten ragten zu beiden Seiten in den Himmel, als bildeten sie ihm ein schweigendes Geleit durch die trüben Nebelbänke.

Schließlich bog er auf den Parkplatz Moordorf ab. Auf dem weitläufigen Gelände standen nur sechs Autos, eines davon die Streife. Ein Beamter unterhielt sich vor dem Wagen mit zwei jungen Männern in Outdoor-Kluft.

Janosch parkte gleich neben ihnen, ungefähr auf Höhe des NABU-Hauses. Er stieg aus und kramte seinen Dienstausweis aus der Gesäßtasche, aber seine Hand war so zittrig, dass ihm das Plastikkärtchen zu Boden fiel.

Oh Gott! Das Blut schoss ihm in den Kopf. Er kniete sich hin und sammelte umständlich den Ausweis auf.

»Ja-Janssen, Kriminalpolizei«, stellte er sich den drei Männern vor.

Der Streifenbeamte – ein untersetzter Kerl Ende vierzig mit stahlgrauem Bürstenhaarschnitt – schaute ihn sichtlich enttäuscht an. Tut mir leid, Kollege, dachte Janosch, aber mit mir wirst du jetzt erst mal vorliebnehmen müssen.

Die beiden jungen Männer schienen noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um seinem Missgeschick größere Beachtung zu schenken. Ihre Gesichter waren aschfahl, und ihre Blicke huschten unruhig zwischen Janosch und dem

Schutzpolizisten hin und her. Sie trugen beide Windjacken und schwere Wanderstiefel. Einer von ihnen war von der Hüfte abwärts durchnässt und seine Hose schlammverkrustet.

»Wegener, Streifenleiter«, stellte sich der Beamte vor. »Mein Kollege sichert gerade die Fundstelle im Moor, ich wollte noch einmal in Ruhe mit den beiden Herren hier reden.«

Janosch wandte sich an die jungen Männer und deutete auf die riesigen Kamerataschen, die ihnen vom Hals baumelten. »Sie wollten im Moor Fotos machen?«

»Ich studiere Wildbiologie an der Uni Gießen«, erklärte einer von ihnen. Er hatte eine Glatze und trug eine dickrandige Brille. »Ich schreibe im Moment an meiner Masterarbeit über Bodenbrüter in renaturierten Mooren. Mein Freund hier hilft mir dabei, die Nester zu finden und zu dokumentieren. Das ist alles mit den Rangern abgesprochen.«

»Wie sind Sie auf die Tote gestoßen?«

»Wir waren auf der anderen Seite des Moorsee unterwegs, in einem der unzugänglicheren Teile des Moors, den selbst die Ranger nur selten betreten. Da hat Clemens zwischen den Seggen auf einmal etwas Leuchtendes gesehen.«

»Seggen?«, fragte der Streifenbeamte Wegener.

»Ein Grasgewächs, das gern in Feuchtgebieten wächst, typisch für das Moor«, erklärte Janosch. »Sehr trügerisch, weil es den Anschein von festem Grund erweckt.«

Sein Vater hatte ihn früher oft auf Spaziergänge ins Moor mitgenommen und ihm dabei alles über seine vielfältige Pflanzenwelt erzählt.

Er legte den Kopf schief. »Etwas Leuchtendes, sagten Sie. Können Sie das genauer beschreiben?«

Clemens, deutlich jünger als sein glatzköpfiger Freund, sommersprossig und mit raspelkurzen blonden Haaren, antwortete:

»Fast wie ein Irrlicht, wenn ich es nicht besser wüsste. Ein Schimmern im Moor. Ich habe mich ihm genähert und gesehen, dass es so eine runde Solarleuchte war, die zwischen den Seggen trieb – so eine, die Leute in ihren Teich oder ihren Pool setzen. Ich war so perplex, dass ich ausgerutscht und bis zur Hüfte eingesunken bin. Gregor hat mich zum Glück schnell wieder rausgezogen, aber dabei habe ich im Wasser etwas Komisches am Fuß gespürt.«

»Wir haben dann mal mit der Taschenlampe reingeleuchtet. Und da hat etwas geglitzert, reflektiert. Wir konnten es kaum erkennen, weil der Moorsee so trüb und schlammig ist. Ich habe mir dann einen Ast genommen und wollte es herausfischen. Da dachte ich noch, dass vielleicht irgendwelche Leute ihren Müll im Moor abgeladen haben, auch wenn das mit der Leuchte natürlich seltsam war. Bis wir sie dann erkannten ...«

»Bis Sie was erkannten?«, fragte Janosch mit angehaltenem Atem.

»Wir konnten einen Arm sehen, dann ganz kurz ein Gesicht. Eine junge Frau. Und das Glitzern, wir glauben, sie trägt einen Paillettenrock oder so.«

In Janoschs Magen bildete sich ein Vakuum, flau und leer. Einen Moment lang schloss er die Augen.

Hartes, flackerndes Stroboskoplicht. Tastende Lichtstrahlen glitten über die wogende Masse der Tanzenden. Die Luft in dem niedrigen Gewölbekeller war stickig, schwer von Schweiß und Hormonen.

VORABI-PARTY – FULDA 2009 hing als Banner über dem Bartresen.

Gerade als der DJ Disturbia von Rihanna startete und die ersten Bässe wummerten, wagte sich Janosch auf die Tanzfläche.

Er hielt die CD-Hülle in seiner Hand umklammert und bahnte sich einen Weg zwischen den Tanzpaaren hindurch.

Eigentlich ging er nicht gern auf Partys. Und wenn er sich doch dazu hinreißen ließ, dann stand er meistens nur mit einer Flasche Bier am Rand und wippte allerhöchstens ein bisschen mit dem Fuß im Takt der Musik.

Aber heute nicht. Heute musste er auf die Tanzfläche.

Aus Versehen rempelte er ein Mädchen an, das dadurch etwas von seinem Drink verschüttete. Er murmelte einige Entschuldigungen vor sich hin und sah zu, dass er schnell in der Menge verschwand.

Sein Blick wanderte suchend über die Abiturienten, die immer wieder blitzartig in gleißendes Licht getaucht wurden. Matilda entdeckte er schließlich in der Mitte des Saals. Sie tanzte ganz für sich allein, die Lider geschlossen, der Mund halb geöffnet.

Einige Momente lang beobachtete Janosch nur, wie sie ihre schmalen Hüften kreisen ließ, wie sie ihr schulterlanges dunkelrot gefärbtes Haar zurückwarf und die Arme in die Höhe reckte.

Sie trug ein schwarzes Top, das ihr knapp bis über den Bauchnabel reichte, und über ihrer schwarzen Strumpfhose einen silberfarbenen Minirock mit Paillettenbesatz, der genauso hell glitzerte wie die Diskokugel über ihnen.

Matilda ...

*Sie tanzte nicht, weil sie die anderen Leute beeindrucken oder mit irgendjemandem anbandeln wollte. Sie tanzte einfach nur, weil sie die Musik liebte, weil sie sich frei fühlen und sich in ihr verlieren wollte.*

*Das hatte sie Janosch erzählt, an dem Abend im Jugendhaus.*

*Ich mache das jetzt einfach, sagte er sich, nahm allen seinen Mut zusammen und ging auf sie zu.*

Der Paillettenrock, dachte Janosch. Das Outfit, das Matilda in der Nacht ihres Verschwindens getragen hatte.

»Bringen Sie mich zu ihr«, sagte er.

Zu viert liefen sie den abschüssigen Parkplatz hinunter zur B278. Wenn man hier die Straße überquerte und dem Pfad weiter folgte, gelangte man geradewegs ins Moor. Aber sie schlugen nicht die Wanderroute ein, sondern bogen nach rechts ab.

»Zu der Stelle kommt man am besten über die Wirtschaftswege, bei den Heckrindern vorbei«, erklärte einer der Studenten. »Urrinder, die hier auf natürliche Weise das Gelände entbuschen.«

»Das Letzte, was wir hier gerade brauchen, sind Biologievorträge«, grummelte Wegener.

Für einige Meter folgten sie dem Wirtschaftsweg und verließen ihn schließlich, um sich querfeldein dem Ufer des Moorsees zu nähern.

Hätte man Janosch gesagt, dass zwischen den Stämmen der Fichten Dutzende extrem leistungsstarke Nebelmaschinen aufgestellt waren, er hätte es auf Anhieb geglaubt, so dicht und undurchdringlich war der Dunst inzwischen.

Er verlieh der ganzen Situation etwas Traumhaftes, und

wenn Janosch ehrlich mit sich war, dann nahm er sie noch als genau das war: ein grotesker, absurder Traum.

»Wegener, sind Sie das?«, drang es plötzlich auf breitem Rhöner Platt an sie heran.

»Ganz richtig!«, erwiderte der Beamte. »Ich habe Gesellschaft mitgebracht.«

Als sie näher kamen, schälten sich die Umrisse des anderen Streifenpolizisten aus dem Nebel. Der Geruch seines billigen Aftershaves kündigte ihn an, noch bevor sie seine Gesichtszüge sahen. Er war etwas älter als sein Kollege, die Augen wässrig und die Zähne von Nikotin verfärbt.

»Sie sind von der Kripo?«, fragte er Janosch.

»KK Janssen, ich bin erst einmal nur die Vorhut.«

»Sollen wir dann noch auf Ihre dienstälteren Kollegen warten?«

»Nein, ich würde mir gerne umgehend ein Bild vom Fundort machen, wenn's keine Umstände macht.«

»Na gut, klar. Sie machen die Ansagen.« Der Beamte musterte ihn missbilligend. »Passen Sie auf, wo Sie hintreten. Ich bin hier vorhin schon einmal ordentlich mit dem Fuß eingesunken.«

Er wandte sich um und führte ihn weiter zum Ufer. Janosch verdrehte kurz die Augen. Es geschah öfter mal, dass ältere Kollegen ihn nicht für voll nahmen. Aber davon durfte er sich jetzt nicht beeindrucken lassen.

Bei jedem ihrer Schritte schmatzte der Boden geräuschvoll. Janosch trug nur Sneaker, deren Sohlen schon jetzt durchweicht waren, aber das ignorierte er. Konzentriert hielt

er den Blick auf den Untergrund gerichtet, um nur nicht auf eine durchlässige Stelle zu treten.

Er erkannte Fieberklee, Wollgras und die Stängel von Sumpfblutaugen, die ihre Blütezeit im August schon länger hinter sich hatten – all die Pflanzen, die sein Vater ihm bei ihren Spaziergängen gezeigt hatte.

»Hier ist es«, sagte der Student namens Gregor.

Der Moorsee tat sich unvermittelt vor ihnen auf. Janosch atmete tief durch und ließ den Ausblick für einen Moment auf sich wirken, bereitete sich auf das vor, was er gleich sehen würde.

Nur noch dünne Nebelfetzen hingen über der spiegelglatten Oberfläche. Auf der gegenüberliegenden Uferseite erstreckte sich eine Wand aus Holzpfosten, die dafür sorgen sollte, dass der renaturierte See nicht zu viel Wasser verlor. Eigentlich kannte Janosch den Stausee nur aus dem Blickwinkel von dort drüben. Direkt hinter der Holzwand erstreckte sich der Wanderpfad auf dem alten Gleisbett der Loren, mit denen hier bis in die Siebziger hinein der Torf abtransportiert worden war. An den Wochenenden liefen dort Hunderte von Menschen vorbei, hielten inne, machten Fotos. Hatte Matilda hier jahrelang vor all ihren Augen im Wasser gelegen?

Das milchige Licht der Solarleuchte durchdrang den Nebel und zog seinen Blick an. Ein Irrlicht, das dich auf dunkle Pfade führt, dachte Janosch. Wer hatte die Poollampe hier platziert? Wollte er, dass die Leiche gefunden wird?

Gregor ging in die Hocke und griff nach dem Ende eines

armdicken Birkenasts, der gleich neben der Leuchtkugel aus dem Wasser hinausragte.

»Ich habe mit dem Ast versucht, die Leiche an die Oberfläche zu ziehen. Er klemmt unter der Achsel fest, dadurch konnte ich sie ohne große Mühe etwas höher bekommen.«

»Das hätten Sie besser gelassen«, sagte Janosch. »Der Moorsee ist eine sauerstoffarme und kalte Umgebung, in der sich die Leiche wahrscheinlich über Jahre hinweg befunden hat. An der Luft kann sich das Gewebe jetzt sehr schnell zersetzen.«

Sein rechtsmedizinisches Wissen deckte nur die Grundlagen ab, und er wollte sich schon lange in diesem Bereich fortbilden, aber so viel wusste er zumindest.

Er beugte sich neben dem Studenten über das trübe Wasser. Dabei bemerkte er, dass die Solarlampe über eine dünne Metallkette mit irgendetwas Schwerem im Wasser verbunden war. Offensichtlich, damit sie nicht wegtrieb und weiter den Weg zur Toten aufzeigen konnte. Kein Zweifel, sie stand mit ihr im Zusammenhang.

Er schaltete die Taschenlampe seines Handys ein, um eine noch bessere Lichtquelle zu haben. Einige Momente schaute nur sein eigenes verschwommenes Spiegelbild zwischen dem Seggengras zurück, aber dann gab das Gewässer doch einen Einblick in seine Tiefen preis.

Es war, als würde er geradewegs in die Vergangenheit sehen.

Direkt unter der Oberfläche zeichneten sich vertraute Gesichtszüge ab, die hohen Wangen, die spitze Nase. Ganz wächsern, bleich und verquollen, dennoch so vertraut. Kon-

serviert, vom kalten Moorsee wie von Bernstein eingeschlossen.

Er bräuchte nur die Hand ausstrecken, und er könnte sie berühren.

Ohne Zweifel, es war Matilda.

Der Rest ihres Körpers lag verborgen in der Dunkelheit, nur das Glänzen des Paillettenrocks ließ sich erahnen.

Alles drehte sich. Janosch stützte sich mit der Faust im Uferschlick ab.

Hinter ihm erklangen gedämpft die Bruchstücke eines Gesprächs.

Er wandte sich um.

Wegener senkte gerade das Funkgerät. »Die Kripo ist im Anmarsch, sie sollten in fünf Minuten hier sein. Die Quester höchstpersönlich ist dabei.«

Kalter Schweiß bildete sich in Janoschs Nacken.

Kriminaloberrätin Diana Quester, Leiterin der Kriminalpolizei in Fulda.

Er konnte sich auf etwas gefasst machen.

Seine Chefin würde alles andere als erfreut sein, ausgerechnet ihn hier anzutreffen.

# FEHLER

Die Betablocker lagen in einer Plastiktüte auf dem Beifahrersitz. Diana hatte den Anruf erhalten, als die Apothekerin ihr gerade noch ein paar Taschentücher und Salbeibonbons dazugepackt hatte.

Sie hätte beinahe vergessen, wieder ihre Kreditkarte einzustecken, und war mit dem Handy am Ohr hinausgestürmt.

Zurück im Auto, hatte sie ihr Magnet-Blaulicht mit Martinshorn aufs Dach gesetzt und sich einen Weg durch den zäh fließenden Rushhour-Verkehr in der Fuldaer Innenstadt gebahnt.

Jetzt waren es nur noch wenige Minuten bis zum Fundort. Sie überholte von Dunggestank umhüllte Traktoren und vollgepackte Schulbusse, jagte durch die 50er-Zonen von Brand und Reulbach, bog kurz vor Grimmbach rechts ab und befand sich auf der Bundesstraße Richtung Rotes Moor.

Immer wieder warf sie Seitenblicke auf das Apothekentütchen.

Eigentlich sollte sie kürzertreten.

Mehr auf sich achtgeben.

»Ganz ehrlich, wenn du so weitermachst wie jetzt, dann

wirst du keine sechzig«, hatte ihre Tochter ihr erst noch vor einiger Zeit gesagt.

Und jetzt dieser Leichenfund.

Natürlich war ihr als Allererstes der Name Matilda Nolte in den Kopf gekommen. Das Mädchen, das wie vom Erdboden verschluckt worden war. Spuckte er sie jetzt wieder aus? Nach all dieser Zeit?

Sie hatten die ganze Gegend rund um das Rote Moor mehrmals mit Wärmebildkameras und Spürhunden abgesehen, hatten Hunderte von Freiwilligen das Unterholz durchkämmen lassen, gefühlt jeden Quadratzentimeter der Rhön auf den Kopf gestellt. Wie konnte sie Matilda dort nicht gefunden haben?

Mit einer scharfen Rechtskurve bog sie auf den Besucherparkplatz des Moors ein. Sie hielt direkt in einer der vorderen Parktaschen, zog die Handbremse an und verstaute das Medikament im Handschuhfach. Niemand sollte einen Blick darauf erhaschen.

Als sie ausstieg, umging sie aufgeregtes Stimmengewirr. Der Parkplatz wimmelte bereits vor Beamten, mehrere Streifenwagen, ein Wagen des THW und ein Transporter der KTU verteilten sich über die Fläche – die Leute trugen Koffer mit Material zum Moor oder standen in Kleingruppen zusammen und berieten sich.

Ein breit gebauter Hüne entdeckte sie und hielt auf sie zu.

Es war nie schwer, Frank Nehring in einer Menschenmenge ausfindig zu machen. Mit seinen über zwei Metern überragte er die meisten um mindestens einen Kopf, seine massige Statur tat ihr Übriges.

Diana würde es nicht wundern, wenn der Anruf aus der Leitstelle ihn beim allmorgendlichen Gewichtestemmen erreicht hatte.

Der Erste Kriminalhauptkommissar arbeitete seit mehr als fünfzehn Jahren eng mit ihr zusammen und war so etwas wie ihre rechte Hand.

»Morgen, Frau Quester«, grüßte er mit seiner tiefen Reibeisenstimme.

Auch wenn sie sich beide schon so lange kannten, siezten sie sich konsequent weiter. Darauf legte Diana Wert.

Sie sparte sich die überflüssigen Begrüßungsfloskeln: »Bringen Sie mich direkt zum Fundort. Sie haben die Wegstrecke lang Zeit, mich auf den aktuellen Stand zu bringen.«

Nehring nickte. Schnellen Schrittes brachen sie auf.

»Die Rechtsmedizin aus Gießen ist angefragt, Frau Dr. Wöhrl ist auf dem Weg hierhin. Vorher wollen wir den Leichnam nicht rausholen. Die Pathologin soll entscheiden, wie groß das Risiko ist, dass er sich an der Luft zersetzt.«

»Richtige Entscheidung.«

»Das THW ist bereits vor Ort, die Feuerwehr wird uns Amtshilfe bei der Bergung leisten. Das Gelände ist schwer zugänglich. Wir müssen zusehen, wie ...«

»Frau Quester, entschuldigen Sie, Frau Quester!«, rief auf einmal eine Stimme hinter ihnen. Diana erkannte sie sofort und stieß einen tiefen Seufzer aus.

• • •

Quester und Nehring überquerten bereits die B278, als Janosch seine Chefin erkannte.

Er musste seinen ganzen Mut aufbringen, um den beiden hinterherzulaufen und zuzurufen. Auf der Liste der Menschen, vor denen er eine Heidenangst hatte, lag Diana Quester unanfechtbar auf Platz eins, knapp gefolgt von ihrem Schatten und Mann fürs Grobe, Frank Nehring.

Die beiden liefen unbeirrt weiter.

Janosch musste praktisch joggen, um die hoch aufragende, drahtige Diana Quester und ihren Kollegen einzuholen und mit ihnen Schritt zu halten.

»Was macht Janssen hier?«, fragte Quester an Nehring gewandt.

In ihrem wehenden Kaschmirmantel mit Stehkragen, den hochhackigen Lederstiefeln und mit der Armani-Brille und den graublonden, zum Dutt gebundenen Haaren war sie so einschüchternd wie eh und je.

»War die Idee der Leitstelle, ihn als Erstes hierhinzuschicken«, erklärte ihr Kollege. »Er wohnt in Grimmbach, von dort konnte er in fünf Minuten hier sein.«

»Aha.« Quester schürzte die Lippen. »Wenn die Leitstelle weiter so tolle Ideen hat, werde ich bald mal ein ernstes Wörtchen mit den Kollegen dort sprechen müssen.«

»Frau Quester, ich ...«, setzte Janosch an.

»Gehen. Sie.«

Es gab Siezen. Und dann gab es das Siezen von Diana Quester. Ihre Betonung und ihr Tonfall machten unmissverständlich klar, wie viel Distanz sie zwischen sich und ihr Ge-

genüber bringen wollte. Und bei Untergebenen wie Janosch unterstrich jede einzelne Silbe das Machtgefälle.

Aber so leicht ließ er sich nicht davon abbringen.

»Ich möchte darum bitten, in diese Ermittlungen involviert zu werden«, sagte er.

»Herr Janssen, ich wiederhole mich nur höchst ungern: Gehen Sie!«

»Ich bin doch jetzt schon einmal hier. Ich war der erste Kriminalbeamte am Fundort und habe die Leiche gesichert!«

Jetzt blieb Quester abrupt stehen. Sie wandte sich ihm zu und beugte sich herunter, sodass sie mit ihren Gesichtern auf gleicher Höhe waren. Sie funkelte ihn an.

»Das ganze Polizeipräsidium Osthessen dankt Ihnen auch vielfach für Ihren heldenhaften Einsatz«, sagte sie sarkastisch. »Das haben Sie großartig gemacht. Trotzdem: Wenn Sie diesen Ermittlungen helfen wollen, Herr Janssen, dann verschwinden Sie!«

»Aber ...«

»Herr Janssen, allmählich frage ich mich, ob Sie noch der deutschen Sprache mächtig sind!«, blaffte sie ihn an. »Was verstehen Sie nicht an der simplen Anweisung ›Gehen Sie!‹?«

»Aber ich kann helfen! Niemand steckt in der Materie so tief drin wie ich.«

»Eben. Sie sind persönlich viel zu sehr in die Sache verstrickt.«

»Sie doch auch ...«

Das letzte Wort hauchte Janosch nur noch. Da hatte er bereits an ihrem Gesichtsausdruck erkannt, dass er einen Fehler begangen hatte.

Den Kommentar hätte er sich besser verkniffen.

Eine Ader an ihrem Hals pulsierte. Sie hob den Zeigefinger.

»Ich habe mich maßgeblich dafür eingesetzt, dass Ihre Versetzung von Frankfurt nach Fulda genehmigt wird. Schon da hatte ich Zweifel, ob ich Sie wirklich in meinem Dezernat haben möchte. Überstrapazieren Sie also bitte nicht meine Geduld! Verstehen wir uns?«

Janosch schluckte trocken. Er nickte und wich ihrem stehenden Blick aus.

»Und jetzt fahren Sie nach Fulda, und kümmern Sie sich um Ihre wirklichen Aufgaben. Das ist hier kein Wunschkonzert!«

Damit marschierte sie weiter und ließ Janosch sprachlos am Rande des Moors stehen.

• • •

»War ich zu hart?«, fragte Diana an Nehring gewandt.

»Wäre bestimmt auch eine Nummer einfühlsamer gegangen. Aber Sie haben natürlich recht, den jungen Kerl können wir hier jetzt am allerwenigsten gebrauchen.«

»Dabei kann ich ihn verstehen, nach allem, was mit seinem Vater geschehen ist«, seufzte sie. »Ich würde natürlich den Teufel tun und ihm das sagen.«

Auf dem Wanderpfad entlang des Moorseees sammelten sich die Schaulustigen. Manche von ihnen hatten es sich schon richtig bequem gemacht und stützten die Unterarme auf die Palisade aus Holzpfosten. Einige nahmen Bilder und

Videos mit ihren Handys auf, schwatzten über das Vorgehen der Polizei oder spekulierten – wenn Diana die Gesprächsfetzen richtig deutete –, wen oder was man im Wasser gefunden hatte.

Nicht lange, bis die Lokalpresse hier eintreffen würde. Und wenn ans Licht kam, dass es um einen Leichenfund ging, würden ihr die überregionalen Zeitungen und Presseagenturen schnell nachfolgen. Spätestens wenn sich tatsächlich herausstellen sollte, dass es sich bei der Toten um Matilda Nolte handelte, würden auch die Übertragungswagen der TV-Sender hier einfallen.

Diana kannte die immer größer werdenden Wellen der Medienaufmerksamkeit nur allzu gut. All das hier hatte sie schon einmal mitgemacht, es war ein grausames Déjà-vu.

»Ich will, dass das gesamte Seeufer abgesperrt wird. Sorgen Sie dafür!«, trug sie Nehring auf. »Den Fundort sofort abschirmen! Warum stehen da noch keine Stellwände und keine Zelte? Wo ist der verdammte Sichtschutz!?«

»Wir sind dran, keine Sorge«, erwiderte Nehring eilfertig.

»Und holen Sie jemanden heran, der sich bestmöglich mit der Gegend auskennt. Ein Ranger, ein Förster, wer auch immer. Ich will wissen, wie regelmäßig an der Fundstelle jemand vorbeikommt, seit wann der See in seiner jetzigen Form besteht, wie das Areal beschaffen ist, einfach alles.«

»Wird gemacht.«

»Danke.«

Diana blieb kurz stehen und inhalierte die kühle Luft. Ihre Hände zitterten. Sie versteckte sie in ihren Manteltaschen.

»Wohin waren Sie eigentlich unterwegs, so mitten in der Nacht?« Diana musterte Harald Janssen, der mit einem provisorischen Kopfverband auf der Liege im Rettungswagen saß.

»Ich wollte meinen Sohn von einem Freund abholen«, sagte er. »Den Janosch. Sie müssten ihn sogar kennen, er ist in der gleichen Stufe wie Ihre Tochter.«

»Und welcher Freund ist das, bei dem Ihr Sohn ist?« Diana schlug eine neue Seite in ihrem Notizbuch auf und setzte den Kugelschreiber an.

»Beim Ben. Benjamin Fallmer, auch in derselben Stufe.« Janssen zog seine buschigen Augenbrauen zusammen. »Schreiben Sie das jetzt wirklich auf? Glauben Sie mir etwa nicht und wollen das nachprüfen?«

»Nur Routine.«

Diana unterstrich den Namen und klappte das Buch zu.

Inzwischen tauchte ein ganzer Fuhrpark an Einsatzfahrzeugen die Unfallstelle in flackerndes Blaulicht. Der Abschleppwagen war bereits angerückt und hob den Fiat von Matilda Nolte mit dem Kran auf seine Ladefläche. Das Blech des Wracks ächzte geräuschvoll bei jeder noch so kleinen Bewegung des mechanischen Arms.

Der Bereich war großräumig abgesperrt, und Beamte in gelben Warnjacken lenkten die wenigen Autofahrer, die um diese Uhrzeit hier vorbeikamen, mit ihren Winkerkellen über die Gegenfahrbahn. Einige der Wagen fuhren extra langsam, um einen möglichst guten Blick auf den Unfall zu erhaschen.

Diana warf einem von ihnen einen missbilligenden Blick hinterher. Gaffer. Es gab kaum einen Menschenschlag, den sie mehr verachtete.

Der Rettungssanitäter trat auf sie zu, ein blasser Kerl mit Brille und blondem Pferdeschwanz, umwölkt von starkem Deogeruch. »Wir würden jetzt gerne mit dem Patienten ins Krankenhaus fahren. Sind Sie fertig mit Ihren Fragen?«

»Einen Moment noch«, sagte sie, ohne den Sanitäter dabei anzuschauen. Sie fixierte wieder Janssen. »Und Sie sind nach dem Unfall sofort bewusstlos gewesen und erst wieder aufgewacht, als Frau Nolte bereits verschwunden war?«

»Ja, verdammt!« Janssens Lippen zitterten. »Das sage ich doch schon die ganze Zeit.«

»Wirklich ein ausgesprochen schlechtes Timing, was?«

Janssen starrte sie an. »Wollen Sie damit irgendwas andeuten?«

»Nein, nein.« Diana wandte sich an den Rettungssanitäter. »Jetzt bin ich fertig ... gute Besserung, Herr Janssen!«

Der Sanitäter schloss zusammen mit seinem Kollegen die Hintertüren des Krankenwagens. Janssen warf Diana noch einen letzten bösen Blick durch den kleiner werdenden Spalt zu.

Knatternd startete der Motor. Diana blieb in den Auspuffgasen stehen, bis der Wagen in den Grauschraffuren der Regennacht verschwunden war.

Kurz darauf mischte sich ein neues Geräusch unter das Prasseln. Mit kreischenden Rotoren jagte ein Polizeihubschrauber über ihre Köpfe hinweg. Sie mussten Matilda Nolte finden. Hoffentlich würde der Pilot mithilfe seiner Wärmebildkamera erfolgreich sein. Doch irgendetwas tief in ihrer Magengrube sagte ihr, dass er nichts entdecken würde. Dass er unverrichteter Dinge zum Flugplatz zurückkehren würde.

In ihrer Laufbahn hatte sie oft bei Nacht und Nebel an irgendwelchen Unfallstellen gestanden. Traurige, harte Routine.

Aber hier war etwas anders. Das hatte sie bereits gespürt, als man sie aus dem Bett geklingelt hatte. Als sie Marius über den Rücken gestrichen hatte und aufgestanden war.

»Was ist passiert?« Seine schlaftrunkene Stimme, halb ins Kissen genuschelt.

»Ein Unfall.«

»Und da rufen sie dich an?«, hatte ihr Mann überrascht gefragt.

»Na ja. Eigentlich ist es kein Unfall, sondern ein Vermisstenfall.«

Inzwischen merkte Diana den Regen gar nicht mehr, der mit un-  
verminderter Intensität auf sie einhämmerte. Frank Nehring trat zu ihr  
und spannte seinen Schirm über sie beide.

»Was denken Sie?«, fragte er.

»An der Sache ist was faul.«

»Es kann doch sein, dass das Mädchen einfach nur desorientiert  
in den Wald gelaufen ist. Wäre nicht das erste Mal, dass so etwas ge-  
schieht.«

»Nein, da steckt mehr dahinter.«

»Und woran machen Sie das fest? Sagt das Ihr Instinkt?«

»Instinkt ist was für Tiere«, entgegnete Diana. »Ich vertraue mei-  
nen Beobachtungen. Sie hat ihr Handy und ihre Handtasche in ihrem  
Auto liegen gelassen.«

»Wie gesagt, Gehirnerschütterung, verwirrt ...«

»In der Leitstelle hat man aber gesagt, dass sie am Telefon gefasst  
und sortiert geklungen haben soll. Wir bekommen bald die Aufzeich-  
nung.«

»Das muss nichts heißen«, sagte Nehring.

»Harald Janssen wurde direkt eingeschnappt, als ich ihm nur ein  
paar simple Fragen gestellt habe. Außerdem glaube ich die Story mit  
der Bewusstlosigkeit nicht. Das wirkt nicht wie ein Zufall.«

*»Das Mädchen hat in seinem Notruf selbst gesagt, der Mann sei bewusstlos ...«*

*Diana verzog den Mundwinkel. Es brachte nichts, hier weiter zu diskutieren. Sie hatten gegenläufige Interpretationen der Situation. Die Entwicklung der Faktenlage würde zeigen, wer von ihnen recht behalten würde. Das mochte sie so an Nehring. Er gehörte zu den wenigen, die ihr regelmäßig widersprachen.*

*»Eine Sache noch: Nennen Sie Matilda nicht ein Mädchen. Sie ist achtzehn, eine junge Frau.« Sie entriss ihm den Schirm und lief weiter.*

• • •

2009. Fast zehn Jahre her.

So viel hatte sich seitdem in Dianas Leben verändert.

Marius und sie waren seit acht Jahren geschieden, ihre Tochter längst fertig mit ihrem Studium und inzwischen junge Ärztin in einer Praxisgemeinschaft hier in Grimm-  
bach.

Diana hatte die entscheidenden Schritte in ihrer Karriere gemacht, war Kriminaloberrätin, bestens vernetzt, mit äußerst illustren Kontakten bis weit rauf ins hessische Innenministerium und in die Staatsanwaltschaft, nicht zuletzt mit berechtigten Ambitionen auf die Position als Polizeipräsidentin.

Nehring stellte eine der wenigen Konstanten zwischen damals und heute dar. Er war immer an ihrer Seite gewesen, absolut loyal und verschwiegen. Natürlich kursierten im Dezernat Gerüchte, besonders seit Dianas Scheidung, dass zwi-

schen ihnen beiden etwas lief, aber nichts könnte abwegiger sein.

Nehring und sie passierten die Infohütte, in der Übersichtstafeln zu Flora und Fauna des Roten Moors hingen, und liefen über knarrende Bohlenwege tiefer in das Naturschutzgebiet hinein. Fahles Sonnenlicht zerfaserte zwischen den Kronen der Birken und sprenkelte den torfigen Grund.

»Wir haben einen Weg durch den Karpatenbirkenwald gesichert. Über ihn gelangt man schneller und einfacher zum Fundort als über die Wirtschaftswege«, erklärte Nehring. »Gleich müssen wir rechts abbiegen.«

»Wenn es sich bei der Toten wirklich um Matilda handelt, werde ich Nussbaum darum bitten, persönlich die Ermittlungen leiten zu dürfen«, sagte Diana.

Staatsanwalt Quentin Nussbaum konnte man vieles vorwerfen, aber sicher nicht, dass er medienscheu wäre. Ein PR-wirksamer Cold Case war genau die Art von Fall, bei der er sich nur zu gerne selbst inszenierte. Diana würde ihn mit Vergnügen gewähren lassen und mehr als genug Gelegenheiten für die Darlegung seiner Null-Toleranz-Politik bieten. Sie lieferte ihm seine Bühne, er gewährte ihr dafür im Gegenzug nahezu unbegrenzten Handlungsspielraum.

»Wenn sich die neuen Spuren mit unserer Version des Tathergangs von damals decken, dann ist doch alles klar«, meinte Nehring. »Es gab doch schließlich einen Schuldigen.«

»Ich glaube, das kommt sehr darauf an, wen man fragt.«

»Ihn selbst können wir jedenfalls nichts mehr fragen.«

»Nein«, seufzte Diana und spürte das Gewicht ihrer Fehler. »Nein, das können wir nicht.«